

Erkennen und Vorurteil

Antwort auf die Replik von Iffert

Wolfram Meyerhöfer

Als ich die Replik von Mathias Iffert auf unseren Beitrag in diesem Band erstmals las, war ich zunächst etwas irritiert, weil der scharfe Ton mir diskrepant erschien zum Umstand, dass Clara Rienits¹ und meine Erkenntnisse bzw. Positionen in der Hauptsache nicht in Zweifel gezogen werden. Unser Text enthielt ja drei Hauptachsen:

1. Empfehlungen, die Iffert als interessanten und fruchtbaren Beitrag zur Diskussion um das Referendariat anzusehen scheint.
2. Die Erkenntnis, dass 2 Fachseminarleiter „nicht ausbilden“ und auch kaum eine Vorstellung davon haben, was eine Ausbildung in der 2. Phase sein könnte, dies gleichwohl mit dem Begriff der Praxisorientierung verblenden. Einen Gelingensfall konnten wir auch empirisch rekonstruieren. Iffert widerspricht dieser Erkenntnis nicht, obwohl sie nicht nur eine in der Forschung völlig neue, sondern auch eine unerhörte ist.
3. Die Erkenntnis, dass es Referendare gibt, die unter einem Ausbildungsdefizit auch subjektiv leiden, dies aber nicht formulieren oder Alternativen denken können und manifest das Referendariat loben, und dass es Referendare gibt, die ihr Fachseminar „gerade deshalb“ loben, weil keine Ausbildung stattfindet. Auch hier widerspricht Iffert nicht, obwohl auch diese Erkenntnis neu und in gewisser Weise unerhört ist – er meint lediglich, wir hätten dem empirischen Auffinden eines Gelingensfalles keine Chance gegeben .

Allerdings erwähnt Iffert die Erkenntnisse auch nicht, fast möchte ich davon sprechen, dass er sie mit einem Tabu belegt. Er ordnet seine Kritik auch nicht dahingehend ein, ob diese Erkenntnisse damit relativiert oder dementiert werden. Iffert verfolgt allerdings einen Hauptargumentationsstrang, der ein solches Dementi nahelegt: Iffert stellt die Hypothese auf, dass Rienits und ich bereits vor unserer Untersuchung eine kritische Haltung zum Referendariat hatten – er nennt sie „Angriffshaltung“ [vgl. IFFERT in diesem Band, S. 235]. Er versucht dann im weiteren nachzuweisen, dass unsere Voreingenommenheit zu Defiziten im

¹ Clara Rienits arbeitet mittlerweile nicht mehr bei uns, und die Zeit für die Formulierung meiner Erwiderung war zu kurz, als dass wir einen Text gemeinsam hätten erarbeiten können.

Forschungsprozess führt und zur teilweisen Unbrauchbarkeit der Ergebnisse. Obwohl er keine Argumentation gegen unsere Haupt-erkenntnisse führt, konstatiert er: „Ich halte den Text von Meyerhöfer und Rienits für teilweise wertvoll, jedoch hinsichtlich sowohl seiner inhaltlichen Gesamtausrichtung als auch vieler Einzelaussagen für undifferenziert, polemisch, unsachlich und unfair. Es ist schade, dass der reale Erkenntnisgewinn der Untersuchung damit teilweise aufgehoben wird.“ [a.a.O., S. 233] Iffert rahmt seinen Text zwar als nichtwissenschaftlich, aber zumindest der Vorwurf der Undifferenziertheit und Unsachlichkeit bewegt sich auf der Ebene wissenschaftlichen Fehlverhaltens bzw. Versagens, so dass eine Antwort diese Ebene zumindest bedienen muss.

Ein „realer Erkenntnisgewinn“ kann durch Undifferenziertheit und Unsachlichkeit aber lediglich *verhindert* werden. *Aufheben* kann man einen einmal erlangten Erkenntnisgewinn weder dadurch noch durch Polemik und Unfairness. *Aufheben* kann man lediglich die Bereitschaft des Lesers, sich auf das eigene Denken und Erkennen einzulassen. Mir scheint deshalb sinnvoll, dem „Gegenangriff“ Ifferts (um bei seiner Metapher zu bleiben) nicht mit einem weiteren Angriff zu beantworten. Vielmehr scheint es mir angezeigt, unsere Arbeitsweise expliziter zu rechtfertigen und Ifferts Kritik zum Anlass zu nehmen, einige Gedanken zu vertiefen, unsere Fehler fruchtbar zu diskutieren und einen gelasseneren Umgang mit unserer offenbar nur schwer verdaulichen Polemik zu erbitten.

Polemik

Iffert rahmt insbesondere seine ersten beiden Argumentationsstränge mit einer Kritik an unserem polemischen Schreibstil und meint, „dass der reale Erkenntnisgewinn der Untersuchung damit teilweise aufgehoben wird“ [vgl. IFFERT in diesem Band, S. 233].

Schon immer gibt es Wissenschaft, die polemisch arbeitet, und solche, die weniger oder gar nicht polemisch arbeitet. Fruchtbare Gedanken und Erkenntnisreichtum gibt es hier wie dort. Auch Langeweile und Erkenntnisarmut gibt es hier wie dort. Beide Argumentationsweisen sind auf ihre Weise angreifbar, und sicherlich ist Polemik etwas, was in unserem derzeitigen geistigen Klima besonders angreifbar macht. Ein das Polemische zulassendes Arbeiten ist aber mehr als bloßer Stil: Unser Anspruch ist einer der Erkenntnishaltigkeit und der Freude am Denken. Wir arbeiten für ein Gegenüber, das die Polemik zum Anlass eines fruchtbaren, erkenntnishaltigen Streits nimmt. Ich schreibe hier bewusst „Streit“ und nicht wie Iffert „Dialog“, denn die Streitpunkte scheinen mir besonders erkenntnishaltig zu sein – deshalb bin ich auch besonders

dankbar, dass die Herausgeber einer dialogischen Form in diesem Band Raum geben. Ich verweise wissenschaftstheoretisch auf Thomas Kuhn und Paul Feyerabend, die mich gelehrt haben, dass wissenschaftlich Fruchtbare im Streit in besonderer Weise entsteht. Der muss nicht polemisch sein, aber erst durch das Vorhandensein verschiedener Streitformen – darunter des Polemischen – entstehen reichhaltige Denksysteme.

Auch als Polemiker sind wir natürlich zerknirscht, wenn sich zeigt, dass die Polemik zu einer Unschärfe des Arguments geführt hat – allerdings nur, wenn wir das auch selbst hätten erkennen können. Wenn unsere Polemik aber dem Gegenüber ein Erkennen entreißt, das für uns und für das gegenüber Neues enthält, dann liegt Erkenntnisfortschritt vor.

Dass Polemik den nichtbetroffenen Teil der Rezipienten auf andere Weise (be)trifft als den betroffenen, überrascht nicht. Insofern hoffe ich, dass Ifferts Polemik gegen uns auch etwas für das Publikum Lösendes hat. Ich möchte damit aber nicht das Problem umschiffen, dass polemische Arbeiten Probleme schafft, wenn der Forscher seine Ergebnisse im analysierten Feld vorstellt. Ich kann es aber nicht auflösen, und vielleicht geht es auch nicht, ich sehe mich da persönlich in einer Entwicklung, die momentan das Polemische eher zu mindern sucht, denn es ist wenig fruchtbar, wenn Polemik den Text für viele Leser unrezipierbar macht. Auch der Begriff der „Begegnung“ scheint mir in eine Richtung des *gegenseitigen* Verstehens zu weisen.

Ich halte andererseits wenig von dem, was ich in der Mathematikdidaktik oft erlebe: Da wird dem Erkannten und Gedachten die Spitze genommen, wenn man für Lehrer schreibt. Ich halte davon wenig, weil ich damit den Lehrer als Gegenüber nicht ernst genommen sehe. Ich möchte ihm mit meinem Denken auf Augenhöhe begegnen und nicht mit einer weichgespülten Version. Unsere Erkenntnisse tun weh, aber falls sie richtig sind, dann tut ja in Wirklichkeit die erkannte Praxis weh. Mein Forschungsansatz ist ein kritischer, weil ich den Auftrag meiner Wissenschaft darin sehe, Erkenntnis über das Soziale zu erringen, und diese Erkenntnis ist eine kritische: Was soll eine Wissenschaft, die das Seiende nicht kritisch unter die Lupe nimmt? – Sie kann kaum etwas erkennen, was die Praxis nicht ohnehin weiß. Für Unkritisches gibt es andere gesellschaftliche Institutionen, und sie bedürfen nicht des besonderen Schutzes, den die Wissenschaft aufgrund ihrer kritischen Funktion in der Gesellschaft bedarf.

Vorurteil

Ifferts Hauptargumentationsstrang bezieht sich auf die Rolle unserer Vorurteile, aber auch unserer Vor-Urteile, also unserer Erkenntnisse

außerhalb des kontrollierbar empirisch Aufgezeigten, auf unsere Empfehlungen und Erkenntnisse. Ich bin Iffert dankbar dafür, dass er diese Dinge aufschreibt und damit diskutierbar macht, denn meist verbleiben solche Betrachtungen im Mündlichen. So begann ein Fachdidaktiker mir gegenüber eine Bemerkung zu unserem Text mit: „Ich weiß nicht, welche Probleme Sie da aufarbeiten, aber ...“

Mir ist nicht ganz klar, ob Ifferts Hauptargument genuin darauf zielt, dass ich selbst 1996-1998 ein Mathematik-Fachseminar im Land Brandenburg besucht habe und nun „etwas aufzuarbeiten“ habe. Aber an dieser Stelle wird die Betroffenheitsfrage fruchtbar, denn es ist ja eine ebenso bizzare wie verbreitete Vorstellung, eigene Betroffenheit würde wissenschaftliche Distanz verunmöglichen. Ich denke nun nicht wie Iffert, dass hier ein Problem der „Entmenschlichung des Forschungsprozesses“ (3) folgen würde, mir geht es um den Gang des Erkennens. Wir schreiben dazu: „Ein Ausgangspunkt unserer Untersuchung waren die weit verbreiteten Klagen von Referendaren über das Referendariat, mit denen wir in erheblichem Umfang konfrontiert werden.“

Nun kann man hinzuschreiben: „...und eigene Erfahrungen sowie der Wunsch, zu verstehen, was dabei eigentlich schief gelaufen ist (es war vieles) und offenbar immer noch schief läuft, wie es anders geht und warum einige Dinge fruchtbar waren.“ Ich hielte einen solchen Zusatz allerdings für triviale Augenauswischerei, schließlich ist jeder Forscher dem Problem subjektiver Vorerfahrungen ausgesetzt. Die Frage ist lediglich, wie er damit umgeht. Unser Ansatz war, mit der Objektiven Hermeneutik eine Methode zu verwenden, die eine Distanz zum Gegenstand herstellt und die die Deutung nachvollziehbar und kontrollierbar macht. Das kann man weiter unten konkret verfolgen, und Iffert deutet auch an keiner Stelle an, ich hätte in den Deutungen „etwas aufgearbeitet“.

Iffert fordert nun aber „angesichts der Wertigkeit eines ‚Ausgangspunktes unserer Untersuchung‘ ...genauer über diese Vorerfahrungen der Forschungsgruppe mit und ihrer Haltung gegenüber dem Forschungsfeld informiert zu werden“ [vgl. IFFERT in diesem Band, S. 234].

Wozu? – Natürlich hätten wir im Vorhinein Geschichten erzählen können, die an uns herangetragen wurden bzw. die wir selbst erlebt haben. So etwas ist ohne Analyse begrenzt interessant und eher voyeristisch, auch Iffert schreibt dazu: „Klagen über das Referendariat sind in unterschiedlichen Begründungszusammenhängen [Ich nehme an, diese Einschubung verweist auf reduziertes Zutreffen eines Teils der Klagen. W.M.] sicher allen bekannt, die damit zu tun haben“ [a.a.O.].

Erkenntnismäßig ist bei den von Iffert geforderten „Informationen“ vorrangig Subjektives zu erfahren: Ich hätte beschreiben können, wie ich das Referendariat empfunden habe – es wäre eine im Rückblick verfärbte Variante von Referendar 1 und 2 gewesen, vermischt mit

Positiva von gelingender Ausbildung – und hätte beschreiben können, wie ich im Verlauf der Untersuchung besser verstanden habe, wo die Defizite der Ausbildung lagen, warum ich sie damals nicht durchschauen und nicht bearbeiten konnte und wie die Positioniertheit meiner Mitreferendare war. Ich würde mein Hauptseminar kritischer sehen als damals und würde darauf verweisen, dass die frappierend basale Frage, ob im Fachseminar überhaupt ausgebildet wird, auch nur eine basale Qualitätsdimension ist, auf die ich vor der Analyse aber nicht gekommen wäre. Und ich blicke mit einer leisen Trauer auf eine mir menschlich sehr wichtige Betreuungslehrerin, weil ich mittlerweile weiß, dass viele unserer Bemühungen um einen schülernahen Unterricht auf sehr einfache Weise produktiver hätten sein können.

Was sollte das aber nützen? Es ist offensichtlich, dass auch ich vor 8 Jahren auf spezifische Weise im beschriebenen System positioniert war und dass diese Positioniertheit meinen Blick beschränkt hat. Meine Aufgabe *jetzt* besteht aber darin, diesen Blick zu weiten.

Ich versuche mal, mein Argument zusammenzufassen: Die Geltung der in einem Erkenntnisprozess erlangten Aussage kann sich nur an der Sache selbst erweisen, dazu benutzen wir Ausdrucksgestalten der untersuchten Praxis. Der Forscher unterliegt der Verpflichtung, die Geltung seiner Aussage nachvollziehbar zu machen. Wissenschaftlicher Streit entzündet sich an der Schwierigkeit und Komplexität dieses Nachvollzugs. Subjektive Betroffenheit oder Voreingenommenheit erschwert (und erleichtert) den Nachvollzug, ist aber kein Kriterium für Geltung oder Nichtgeltung. Eine forschungslogische Forderung ist es, den Einfluss des Subjektiven immer wieder konkret am Argument zu reflektieren. Eine forschungsethische Forderung ist es, subjektive Betroffenheit nicht zur Voraussetzung zum Entfalten von Argumenten zu erklären und nicht zur Desavouierung von Argumenten zu nutzen.

Was bedeutet es nun, wenn Iffert unsere kritische Voreingenommenheit „entlarvt“? Die Unterstellung – ich benutze dieses starke Wort nur zur Ausschärfung des Gedankens, Iffert schreibt ja guten Sinnes – ist: Ihr wollt euch nicht angreifbar machen, und ihr wisst, dass Subjektives euch angreifbar macht. Ich würde dem entgegensetzen: Das Gegenteil war der Fall. Wir machen uns auf der ganzen Breite angreifbar, weil unsere Vorstellung eines Erkenntnisprozesses auf Streit baut, und der braucht Angriffspunkte, die fruchtbar sind. Wir möchten den Streit aber auf die Sachebene verbannen. Sollte sich dort ein Problem als eines der unzulässigen Vermischung von Subjektivem und Sache erweisen, so sieht man das ja.

Im empirischen Teil ermöglicht die methodische Kontrollierbarkeit der Objektiven Hermeneutik den Nachvollzug jedes Arguments – Iffert nutzt diese Möglichkeit nicht, er erwähnt nicht mal jene beiden

Haupterkennnisse, die wirklich weh tun. Sinnvoll ist die ausführliche Reflexion von subjektiver Betroffenheit dort, wo einem das Forschungsinstrumentarium fehlt, um vom eigenen Betroffensein sich distanzieren zu können. Beispiele sind interpretative Forschungsrichtungen – nicht so sehr, weil sie fragen „Was meint der Sprecher?“ (wohingegen wir fragen: Was sagt der Sprecher?), sondern weil ihnen nur ein reduzierter Distanzierungsmechanismus zur Verfügung steht und weil sie manchmal ja diese Distanz auch gar nicht anstreben. Aber auch für die Ministeriumsgeschichte werden wir weiter unten mit bedenken müssen, ob Subjektives unsere Analyse in ihrer Geltung reduziert. Insgesamt möchte ich den Eindruck nicht verhehlen, dass die Forderung nach Offenlegung von subjektiver Betroffenheit sich oftmals nicht auf konkrete Defizite der Geltungserzeugung bezieht, wie Iffert sie ja im weiteren aufzuzeigen versucht. Oftmals tritt die Forderung erst dann auf, wenn dem Fordernden die *Resultate* nicht passen.

Bei den Empfehlungen – die offensichtlich den Status von Diskussionsangeboten haben – ist von vornherein klar, dass Veränderungen im Referendariat in einem komplexen Prozess sich Bahn brechen. Unsere Stimme ist eine von vielen, sie beansprucht auch nicht, das Problem im Ganzen abzudecken, dafür gibt es Meinungsbildungsprozesse. Diese Prozesse sind per se durch Vermengungen von subjektiven Wünschen und Sachargumenten gekennzeichnet und Bestandteil des Prozesses ist es ohnehin, die Sachargumente herauszuschälen. Eine Stimme aus dem Wissenschaftsbereich unterliegt hier einer forcierten Verpflichtung auf Argumentativität, setzt sich aber ebenso der Überprüfung auf Subjektivität aus wie alle anderen Stimmen.

Die Mühe, die Iffert sich macht, uns nachzuweisen, dass wir dem Referendariat bereits vor der Untersuchung kritisch gegenüber standen, macht uns mit unserer Sicht auf das Problem der Subjektivität natürlich ratlos: Wir bestreiten eine kritische Vor-Sicht ja nicht, sondern setzen sie voraus als selbstverständlich (Wozu sonst evaluieren?) und offensichtlich (Iffert „entlarvt“ ja nichts, was nicht jeder sieht). Gleichwohl verweist Iffert uns darauf, diese Problemsicht deutlicher zu benennen, wenn wir widerständige Resultate an das untersuchte Feld rückmelden. Hier rächen sich von mir hereingetragene Rudimente einer Einstellung, nichts hinzuschreiben, was sich der Leser selbst denken kann. Offenbar ist aber auch der streitbare, konfrontative, gelegentlich apodiktische Stil, in dem wir – uns in guter geisteswissenschaftlicher Tradition wägend – schreiben, ein ernsteres Rezeptionshindernis als wir wahrhaben wollten. Schauen wir aber im Sinne der weiteren Iffertschen Argumentation darauf, ob sich unser kritisches Vor-Urteil inadäquat in die Sachanalysen hineingefressen hat.

Institution und Person

Als erstes Beispiel für die Folgen unserer Voreingenommenheit wählt Iffert das unfreiwillige Krisenexperiment, bei dem jedes Glied der Entscheidungskette darauf beharrt, in den Entscheidungsprozess einbezogen zu werden – um dann doch nicht zu entscheiden. Seltsam ist, dass Iffert keine einzige Stelle in unserem Text benennt, an der *unsere Voreingenommenheit bzw. ihre Subjektivität* das von ihm Vorgeworfene erzeugt: Das hätte ja bereits im Geschichtenerzählen nahegelegen, denn ein Gedächtnisprotokoll ist ein besonders dafür anfälliges Protokoll einer sozialen Praxis. Iffert beklagt zwei andere Dinge, die uns mehr verstehen lassen:

1. Er wendet sich dagegen, dass die „Verantwortung tragenden Personen *ungebrochen und ausschließlich* unter der Adorno'schen Figur des „kleinen Schreibtischtäters“ subsumiert werden, der nach oben buckelt und nach unten tritt“ [vgl. IFFERT in diesem Band, S. 236]. Das tun wir aber nicht, hier kann man Ifferts Vorwurf nicht mal unserer polemischen Schreibweise zuschreiben. Wir schreiben: „Gruschka [2002] extrahiert aus einer Debatte von Adorno und Heydorn eine Tendenz im Schulwesen, für die unser Krisenexperiment als exemplarisch gelten kann“ [vgl. MEYERHÖFER U. RIENITS in diesem Band, S. 213]. Es folgt das Zitat von Gruschka, der nicht von Buckeln und treten, sondern von Angst und insgeheimer Machtberauschung spricht – was das Problem des Krisenexperiments treffender beschreibt. Wir behaupten an keiner Stelle irgendeine Ungebrochenheit oder Ausschließlichkeit. Wir sprechen ausschließlich vom exemplarischen Charakter *des Experiments* innerhalb einer Debatte von Gruschka mit anderen. In dieser Debatte wird die „Tendenz im Schulwesen“ breit diskutiert, wir fügen lediglich eine Geschichte hinzu. Iffert behauptet, wir würden aus einer einzigen Geschichte den ausschließlichen und ungebrochenen Charakter der Institution bzw. der in ihr arbeitenden Personen extrahieren zu können glauben. Dabei unterschlägt er die seinem Zitat unseres Textes vorangestellte Einschränkung auf das Krisenexperiment selbst [vgl. IFFERT in diesem Band, S. 236].

2. Iffert schreibt an dieser Stelle (wie auch an anderen) von Personen. Hier scheint mir ein Missverständnis zu liegen, wenn Wissenschaft und Feld aufeinander treffen: Uns geht es nicht um Personen, sondern um Rollenträger und um Strukturen. Das Voreingenommenheitsproblem betrifft somit nicht nur die Notwendigkeit, von der eigenen Person Abstand zu gewinnen, sondern auch die Absicherung, dass der Proband nicht als Person, sondern als Rollenträger gedeutet wird. Die Frage nach meiner eigenen Voreingenommenheit gegen das Referendariat zielt ja auch auf die Frage, ob ich meine eigenen ehemaligen Seminarleiter nicht

doch als Personen statt als Rollenträger deute. Umgekehrt verweist das Problem der Polemik darauf, dass die Rollenträger sich eben *auch* als Personen angegriffen fühlen, worauf Iffert auch verweist. Er zielt aber auf ein Problem von Unprofessionalität, also mangelnder Rollenhaftigkeit, wenn er schreibt: „Die ...Generalisierung trifft im übrigen insbesondere diejenigen, die [ich verkürze: in der Institution im Sinne einer Reform positiv wirken M.W.] ...Für diese Personen hätte das ‚unfreiwillige Krisenexperiment‘ ...sogar eine geeignete Argumentationshilfe darstellen können – da sie ja mitgemeint sind, geht das nicht“ [a.a.O., S. 236].

Hier würde ich fragen: Warum eigentlich nicht? Selbst wenn Iffert recht hätte und wir hätten das Administrationsproblem als ein generelles bezeichnet – was mancher Leser in Erinnerung an Erlebnisse und Geschichten für sich getan haben mag, auch wenn wir es nicht schreiben – dann wäre es doch möglich, das Problem an sich heran zu lassen. Was wir tun, geht nur zwei Schritte über das hinaus, was jeder von uns tut, wenn er kopfschüttelnd Geschichten aus der Administration erzählt oder hört: Wir deuten die Geschichte als Autonomieprobleme und wir ordnen sie in die Debatte von Gruschka ein. Nur weil man selbst betroffen ist von einer Kritik, muss man doch nicht unfähig werden, diese Kritik zum Anlass eigenen Reflektierens zu nehmen. Ich beharre hier wirklich auf einem Menschenbild eines autonomen Gegenübers, das der Qual und dem Genuss der Selbstreflexion sich aussetzt.

Vielleicht ist dies der geeignete Ort, um Ifferts Vergleiche mit der Universität zu diskutieren. Iffert kritisiert die Universität zu recht [a.a.O., S. 238 f.]. Er tut dabei aber so, als ob sie das gleiche Strukturproblem hätte wie das Referendariat, weil sie sich gegen eine Reform der Lehrerbildung sperrt und nicht mal Untersuchungen zulässt. Das Erkenntnishaltige ist aber, dass das Strukturproblem der Universität anders gelagert ist, nahezu andersherum: Die Universität ist relativ zur Referendariatsadministration weniger hierarchisch strukturiert. Das schafft ganz andere Probleme, die ich hier nicht analysieren kann. Die Richtung ist die: Die große Autonomie der Hochschullehrer bedeutet nicht nur große eigene Freiheit, sondern auch hohe eigene Verantwortlichkeit. Beides bezieht sich nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf das Gesellschaftliche, hier das Studium der Lehrer. Die Universität scheint an dieser Stelle ein ernsthaftes Problem zu haben. Es ist aber nicht dadurch auflösbar, dass die Wissenschaftler sich gegenseitig zum Objekt ihrer Studien machen, zum Beispiel durch Evaluationen [vgl. Meyerhöfer 2005]. Sie müssen zu Formen *kollegialer Kritik* (zurück)finden, bei denen die Verständigung über Ziele, Wege, Qualitätsmaßstäbe und vorfindliche Qualität zusammenlaufen. Im Grunde hielte ich ein solches Vorgehen auch für das Referendariat für

sinnvoller als eine Evaluation von außen. Von außen täte hier vorrangig Moderation und Schulung solcher Formen not.

Wie schwierig es ist, die eigene Institution zu beforschen, ohne Selbststilisierungen zu erliegen, zeigt Iffert an der Stelle [vgl. IFFERT in diesem Band, S. 236], an der wir eine sehr hölzerne Dichotomie von Referendariatsadministration und Universität entfalten. Ich würde hier den Vorwurf der Undifferenziertheit gelten lassen, gleichwohl darauf verweisen, dass auch hier kein Fall vorliegt, in dem unsere Voreingenommenheit die Geltung unserer Aussage mindert: „Dieser Fachseminarleiter befand sich also in einem Ver-pflichtungskonflikt und hat sich gegen die universitäre Verpflichtung entschieden. Bei einer stärkeren Verzahnung von universitärer Ausbildung und Studienseminar ist mit vielen solcher Konflikte zu rechnen. Es ist die Tendenz absehbar, dass sich in solchen Konflikten das repressivere System habituell und administrativ durchsetzt“ [MEYERHÖFER U. RIENITS in diesem Band, S. 212].

Noch zwei Anmerkungen zur Administration:

- Einer der von uns untersuchten Fachseminarleiter ist vom Leiter seines Studienseminars ent-anonymisiert worden. Dies geschah unter einem von uns nicht vorhersehbaren technischen Aufwand und entgegen unserer mehrfachen Verweise auf die Wichtigkeit der Anonymität. Dieses Vorgehen ist professionsethisch verwerflich und kann nicht zu sachlichen Verbesserungen führen – mir fällt jedenfalls kein Weg dazu ein.

- Ein Angehöriger der Referendariatsadministration erzählte mir, dass das Ministerium von den Fachseminarleitern der Mathematik Stellungnahmen zu unserem Text eingefordert habe. Als ich einwandte, dass ein solches Vorgehen der Intention unseres Textes entgegen steht und sachlich völlig inadäquat ist, korrigierte er seine Aussage dahingehend, dass die Fachseminarleiter freiwillig Stellungnahmen einreichen können. Da wir Vergleichbares aufgrund unserer Erfahrungen und unserer Vorurteile antizipierten, haben wir den Fachseminarleitern und Referendaren die Sprachregelung vorgeschlagen, dass niemand teilgenommen hat.

Die Figur der „freiwilligen Stellungnahme“ leuchtet mir wenig ein: Wer soll wozu Stellung nehmen? Fachseminarleiter 1 zu den Deutungen bei Fachseminarleiter 2 und 3? Fachseminarleiter 2 zu sich selbst – unter Aufrechterhaltung der Illusion von Anonymität? Was passiert, wenn alle Fachseminarleiter den Begriff der Freiwilligkeit ernst nehmen und auf eine Stellungnahme verzichten? Mir schiene das sinnvoll, denn fruchtbar dürfte lediglich eine Debatte der Fachseminarleiter untereinander bzw. mit den Autoren sein. Vielleicht ist es sogar sinnvoll, mit dem Text zunächst nur ganz persönlich umzugehen, das Fruchtbare im eigenen Kopf arbeiten zu lassen und die Verletzungen sich legen zu lassen – um

sich später in Debatten zu begeben, die den Text nur im Hinterkopf haben oder punktuell explizit nutzen.

Auch diese beiden administrativen Handlungen – die mich persönlich empören – zeigen den Charakter der Institution nur eingeschränkt. Das mindert ihren repressiven Charakter nicht. Iffert mag auch hier auf einem Charakter als punktuelle persönliche Verfehlungen bestehen. Ich würde dem entgegen halten wollen, dass die Repressivität *der Institution* sich nicht nur in der Häufung solcher Handlungen zeigt, sondern sich vor allem darin bildet, dass nicht vorhersehbar ist, an welcher Stelle sich die Repressionen entfalten, dass die Institution kaum Schutzmechanismen hat und dass die Repressionen keinem Legitimationsproblem zu unterliegen scheinen. Ich möchte auch darauf verweisen, dass mein Blick auf Institutionen statt Personen die Person entlastet. Die Frage ist dann eben nicht: Warum *bin* ich so und so, wie muss ich mich im Sinne der Sache verändern? Die Frage ist dann: In welchen Strukturen bewege ich mich, wie müssen die Strukturen verändert werden, damit ich im Sinne der Sache besser bzw. weniger repressiv agieren kann?

Unsere Empfehlungen

Iffert stellt zu unseren Empfehlungen eine These auf: „Die Autoren überschreiten ebenso deutlich wie unter Verleugnung dieser Tatsache die Grenzen des gewählten Forschungsgegenstandes – die Fachseminare Mathematik – und weiten diesen Anspruch [der Evaluation] auf das Referendariat als ganzes aus“ [vgl. IFFERT in diesem Band, S. 238]. Nun scheint mir wenig verleugnenswert, dass man über die Grenzen der Fachseminare hinausblickt. Iffert weist unter dieser These aber auf ein Problem hin, das der im Abschnitt „Polemik“ genannten Zerknirschung wert ist. Wir schreiben nämlich – noch dazu mehrfach und explizit (Iffert verweist nur auf Implizites [a.a.O., S. 240]) – unsere Empfehlungen leiteten sich aus unseren empirischen Erhebungen her. Das ist natürlich Unsinn:

Im Laufe unserer Forschungen hat sich für Rienits, Jahnke und mich herauskristallisiert, dass wir nicht nur Analysen betreiben, sondern auch Schlussfolgerungen ziehen sollten. Wir geben ansonsten eher keine „Empfehlungen“ an die von uns analysierte Praxis, weil die Analyse einer eigenen Logik folgt, und die ist keine Logik der „guten Ratschläge“ oder der Auflösung aufgezeigter Probleme. Jede Art von Problembearbeitung erzeugt ja neue, andere Probleme, die man wiederum analysieren muss. Insofern bin ich nicht sicher, ob Wissenschaft überhaupt Evaluation betreiben sollte, denn Evaluation fordert ja Lösungen. Wir haben uns aber hier darauf eingelassen.

Wenn Wissenschaftler sich zu einem Wirklichkeitsfeld äußern, so tun sie dies zum einen, indem sie aus den konkreten Ergebnissen einzelner Untersuchungen Schlüsse ziehen – natürlich unter Rückgriff auf ihr allgemeines Wissen über das Feld. Sie tun es aber zum anderen auch unter direktem Zugriff auf dieses Wissen über das Feld. Dieses Wissen bezieht seine spezifische Qualität daraus, dass der Wissenschaftler reichhaltige Kenntnisse und analytisches Wissen über das Feld erwirbt, aber gleichzeitig den Blick *von außen* bewahrt. (Deshalb ist es wichtig, dass der Lehrer, der zum Didaktiker wird, diesen Außenblick sich aneignet: Wenn er die Deutungsmuster der Praxis lediglich reproduziert statt sie zu hinterfragen und zu analysieren, dann mag er sich als praxisnah konstruieren. Er wird der Praxis aber kaum Neues mitzuteilen haben.)

Selbst eine Untersuchung wie die von Schubarth u.a. [vgl. in diesem Band, S. 13, ff.], die stark versucht, sich im Technischen abzusichern, gelangt zu Deutungen nur, indem sie über dieses Technische hinausgeht. Die Kritik am Positivismus zielt nun nicht so sehr auf dieses Hinausgehen über das Technische, sondern u.a. auf den Geltungsanspruch und auf den Glauben, auch dieses über das Technische hinausgehende sei methodisch abgesichert. Das verweist darauf, dass unser Fehler, die Empfehlungen als Schlussfolgerungen zu bezeichnen, einem positivistischen Impuls unsererseits geschuldet ist: Wir hätten es so gern gehabt, dass restlos alles, was wir so denken, wissenschaftlich abgesichert ist – ein grotesker Impuls.

Es wäre nun aber unproduktiv, bei Empfehlungen – die mehr sind als Schlussfolgerungen – auf dieses Feld-Wissen zu verzichten, nur weil man den Aufwand nicht betreiben kann, dieses Wissen im einzelnen herzuleiten. Iffert fordert das nicht, aber er fordert, beides strikt voneinander zu trennen [vgl. IFFERT in diesem Band, S. 239]. Ich bin nicht sicher, ob so etwas funktioniert, würde es aber probieren wollen. Einerseits scheint mir der Versuch dieser Trennung die Kommunikation mit dem untersuchten Feld zu erleichtern. Andererseits ist es eine Frage der Redlichkeit, Gedachtes nicht als Erforschtes darzustellen. Diese Redlichkeit haben wir verletzt. Vielleicht sollte man prinzipiell der Versuchung widerstehen, Forschungstexte, die der Logik der Analyse folgen müssen, mit dem Eingriff in Diskurse zu vermischen, die der Logik von Meinungsbildung einer Praxis folgen. Es handelt sich um zwei verschiedene Diskurse. Dieses Argument stärkt allerdings Zweifel daran, dass Wissenschaft Evaluation sein kann.

Fachseminarleiter, Referendare

„Im Zusammenhang mit der Forschungspraxis der Autoren stellt das Verhältnis zwischen Forschungsanspruch und Forschungsfeld für mich ein besonderes Problem dar. Der Anspruch der Untersuchung ist klar formuliert: „Auch für die Fachseminare (Mathematik?) schien es uns eine interessante Fragestellung zu sein, auf welche Weise und mit welchem Erfolg dort Lehrer ausgebildet werden, welche Probleme sich dabei zeigen und wie sie bearbeitet werden können“ [vgl. IFFERT in diesem Band, S. 234] ... Es gelingt Meyerhöfer u. Rienits nur teilweise, ihrem eigenen Anspruch zu genügen. Die Evaluation der Fachseminare Mathematik geschieht undifferenziert in deutlicher Fokussierung auf Reserven und Defizite in der Ausbildungsqualität“ [a.a.O., S. 236].

Iffert vermisst – wie sich in seinen Ausführungen zu den Referendaren und den Fachseminarleitern zeigt, ein Würdigung des Positiven der Ausbildung in unserer Untersuchung. Mir scheint sich hier ein weiteres grundsätzliches Problem in der Frage zu erweisen, ob Wissenschaft Evaluation sein kann: Über unserer Untersuchung steht „Evaluation“. Wir stellen Fragen und erhalten Antworten. In der Interpretation dieser Antworten zeigt sich etwas bislang Unbekanntes/Unbenanntes und Unerhörtes: Fachseminarleiter 1 hat kaum eine Vorstellung davon, was Lehrerausbildung sein könnte, man kann geradezu sagen, er bildet nicht aus. Bei Fachseminarleiter 2 reproduziert sich die Struktur abgewandelt und eher schärfer. Bereits in den beiden Interpretationen deutet sich als Kontrast ein Gelingensmodell an, und bei Fachseminarleiter 3 findet es sich sogar empirisch. Toll! Erkenntnis!

Telefonat. Iffert sagt: Im Abstract gibt es nur das Negative. Ich sage: Aber im Text hat Fachseminarleiter 3 den größten Umfang. Das Abstract ist nur ein Appetizer, dort sieht man nur, ob es sich lohnt, weiter zu lesen. Iffert sagt: Im Abstract laufen die Erkenntnisse zusammen, und genau dort unterschlagt ihr das Gelingen. Ich sage: Der Erkenntnisfortschritt liegt in der Analyse des Misslingens. Iffert sagt: Ihr schreibt aber „Evaluation“ drüber. Das verpflichtet euch auf die ausgewogene Darstellung von Misslingen und Gelingen.

Vertrackt. Wir *verstehen* das Gelingen vor der Folie der Analyse des Misslingens, deshalb müssen wir das Gelingen auch nur spärlich analysieren. Uns geht es auch nur um dieses Verstehen. Iffert möchte eine ausgewogene Würdigung von Positivem und Negativem. Das leisten wir wirklich nicht. Vielleicht ist unsere Untersuchung deshalb keine Evaluation. Mir scheint sie aber auch in einem evaluativen Sinne wertvoll, denn wer unsere Analyse liest, kann sein Tun treffender und fruchtbarer reflektieren als vorher.

Ich würde es damit gern bewenden lassen. Zu den Referendarsinterpretationen deshalb nur so viel: Die wirklich neuen Erkenntnisse haben die Deutungen von Referendar 3, 4 und die An-Deutung von 5 erbracht. Der Text von Wernet in diesem Band weist noch darüber hinaus, hier liegt breites Verstehenspotential hinsichtlich der Entwicklung von Lehrerbildung. Ich würde auch gern Fälle interpretieren, in denen Referendare ungebrochen positiv ihre Ausbildung reflektieren. Wir haben einen solchen Fall aber wirklich nicht gefunden, selbst die Fälle von Fachseminarleiter 3 bewegen sich deutlich innerhalb dessen, was Wernet analysiert. Iffert will einen solchen „positiven“ Fall nahezu herbeischreiben, übersieht aber, dass der dazu von ihm gewählte Referendar 6 offenbar gebrochen ist: Wir haben in den Interpretationen 3 und 4 genug gelernt, um das deutlich zu sehen. Die Untersuchung von Kontrastfällen ist aber nicht sinnvoll, wenn von vornherein klar ist, dass im vorhandenen Material keine vorhanden sind. Iffert kann im vorhandenen Material weitersuchen, ich halte es aber für produktiver, sich Referendare anzusehen, die wirklich Ausbildung erfahren und sich habituell außerhalb des von Wernet Analysierten bewegen. Ansätze für einen solchen Zufriedenheitstypus gibt es bei den Referendaren von Seminarleiter 3 nur im genannten Sinne gebrochen, ansonsten an Stellen, an denen wirklich etwas gelingt, zum Beispiel in produktiven Referendars-Mentoren-Situationen.

Literatur

GRUSCHKA, ANDREAS (2002): Von den „Tabus über dem Lehrberuf“ zur aktuellen Diskussion über die Reform der Lehrerbildung. (*Pädagogische Korrespondenz*. Heft 28, Winter 2001/02, S.46-57) Wetzlar: Büchse der Pandora Verlag

WOLFRAM MEYERHÖFER (2005): Tests im Test. Das Beispiel PISA. Opladen: Verlag Barbara Budrich